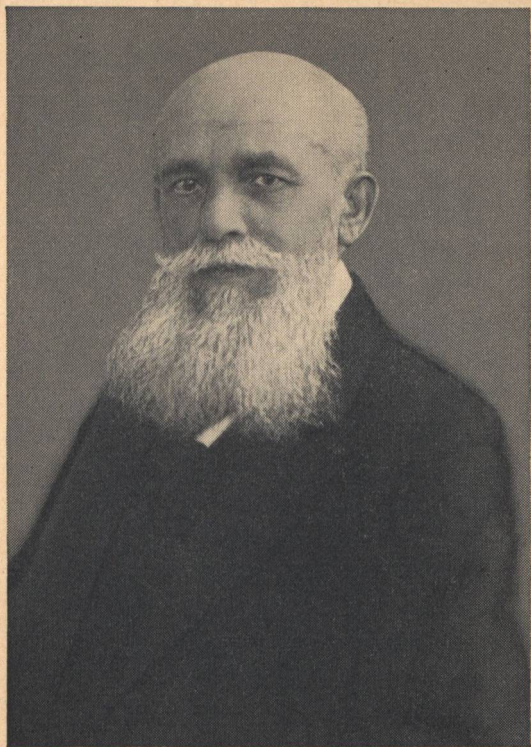


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Fritz Schmidt-König

Eduard Graf von Pückler

Ein Ritter Gottes



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Eduard Graf von Pückler

(1853—1924)

ist einer der Väter der deutschen Gemeinschaftsbewegung. Wer sich mit der Frage der Laienverantwortung in unserer Kirche beschäftigt, wer die großen volksmissionarischen Bemühungen unserer Tage beobachtet, kann an Pücklers Persönlichkeit nicht vorübergehen.

Das, was wir heute den „Öffentlichkeitsdienst“ der Gemeinde nennen, also Evangelisation — Straßenpredigt — Hofmission — Schriftenmission — Waldversammlungen — bis hin zu den Kirchentagen, hat Pückler schon vor 70 Jahren bahnbrechend begonnen und verteidigt. Seine Lebensführung läßt erkennen, daß er ein Berufener war. Er hätte in den damaligen feudalen Kreisen eine Rolle spielen können. Sein Bruder war Hofmarschall des Kaisers. Er stand am Beginn einer glänzenden juristischen Laufbahn. Da traf ihn der Ruf Gottes. So stellte er sich mit seiner Kraft, seiner Zeit und seinem Vermögen in den Dienst des himmlischen Herrn, der ihn gerufen hatte. Viele noch heute bestehende Missionswerke hat er gegründet bzw. mitgegründet: CVJM., Christliche Studentenvereinigung, Diakonissenhäuser und vor allem die St. Michaels - Gemeinschaft in Berlin.

Band 91 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

WAS könnte
aus Dir werden,
wenn Du Dein
Leben ganz,
ganz, ganz dem
HEILAND ?
hingäbft ?

EDUARD GRAF PÜCKLER 1853-1924

Eduard Graf von Pückler

Ein Ritter Gottes

Von

Fritz Schmidt-König



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

Vom „Blutigen Knochen“ zum „Christlichen Vereinshaus“	5
Kinderjahre in Rogau	10
Auf der Ritterakademie in Liegnitz	14
Student, Husar und Referendar	18
Von Gott erfaßt	20
Der Meister ruft!	24
Gemeinschaft — Gemeinschaftsbewegung	36
Vater der Studenten und Diakonissen	47
Bruder unter Brüdern	51
„Einst sing' ich nicht mehr, wie ich sang...“	58

Copyright 1955 by Brunnen-Verlag, Gießen

Printed in Germany

Gesamtherstellung:

Buchdruckerei Hermann Rathmann, Marburg an der Lahn

Vom „Blutigen Knochen“ zum „Christlichen Vereinshaus“

Das gab keine geringe Aufregung im Winter 1883 im Norden Berlins, als bekannt wurde, aus dem „Blutigen Knochen“ solle ein christliches Vereinshaus werden. Eigentlich hieß das Tanzlokal an der Ecke Müller-Fennstraße am Wedding „Zum Fürsten Blücher“. Es war so ein richtiges Schwoflokal, in dem viel Bier und Schnaps floß, aber auch sehr oft Blut. Fast in jeder Sonntagsnacht war eine saftige Keilerei im Gange, und so nannte der Volksmund dieses Haus bald den „Blutigen Knochen“. Und nun waren Männer eifrig damit beschäftigt, innerhalb und außerhalb des Hauses alles zu beseitigen, was an Destille und Schwoflokal erinnerte. Das alte Firmenschild mußte weichen, und der Maler schrieb über die Tür die neue Bezeichnung „Christliches Vereinshaus“. Einige Arbeiter blieben stehen, es fiel manches harte Wort, und feindselige Blicke folgten den Leuten, die damit frohen Gesichtern aus und ein gingen, scheuerten und schmückten, daß es eine Lust war, ihnen zuzusehen.

Am Neujahrstag 1883 hatte man zum letztenmal in den beiden Sälen getanzt, und am 8. Januar 1883 waren die Säle gefüllt mit über 1000 Zuhörern, die hier der Predigt des Evangeliums lauschten. Und wo bisher geflucht und gemordet worden

war (vor nicht langer Zeit hatte ein Betrunkener seinen Nebenbuhler erstochen), da erklangen jetzt die Lieder zur Ehre des Friedensfürsten Jesus Christus. Wie war das alles gekommen?

In den Arbeitervierteln Berlins wuchsen Menschen heran, die, jedes Heimatgefühls beraubt, der politischen Propaganda verfielen und mit der Kirche, die nicht zu ihnen kam, nichts mehr zu tun haben wollten. Die elenden Wohnungsverhältnisse in den Mietskasernen, die steten Verführungen durch Kneipen und seichte Vergnügungsorte, der rohe Ton auf den Arbeitsstätten, das alles schuf Menschen, die mehr und mehr im Elend versanken. Treue Gottesmänner sahen die Not. „Mich jammert des Volks, das keinen Hirten hat.“

Adolf Stoecker, der bekannte Hofprediger und Gründer der Berliner Stadtmission, war in Amerika gewesen und hatte Moodys gewaltige Verkündigung von der herrlichen Erlösungstat Christi gehört. Er hatte in London Graf Shaftesburys segensreiche Stadtmissionstätigkeit kennengelernt. Da entstand in ihm der Wunsch, auch in Berlin den Arbeitermassen die Botschaft von Jesus zu bringen, ihnen ein ewiges Ziel zu stecken und in ihnen den Sinn für ewige Werte zu wecken. So setzte er sich zunächst in Verbindung mit Professor Christlieb in Bonn, und man berief den Deutsch-amerikaner *Friedrich von Schlümbach* nach Berlin. Er sollte am Wedding, in der Nazarethgemeinde

des Pfarrers Diestelkamp, der von Stoeckers Plan auch begeistert war, in den Schanklokalen Evangelisationsvorträge halten. Es gab einen ungeheuren Zulauf; von Schlümbach hätte den rechten Ton gefunden.

Dieser „Troubadour der Frömmigkeit“, wie er von vielen ihm feindlich gesinnten Geistlichen Berlins genannt wurde, war eine der interessantesten Gestalten der evangelischen Laienwelt der wilhelminischen Epoche. Als leichtsinniger Fähnrich hatte er nach Amerika entfliehen müssen. Hier war er nach einem bunten Abenteuerleben zum Glauben gekommen und Methodist geworden. In London wurde er von Stoecker entdeckt. Man meinte, daß von Schlümbach Zirkusluft umwitterte. Dieser Mann trat nun in Berlin auf. Nach Art des Evangeliumssängers Sankey, der mit Moody auf Reisen ging, erschütterte er Herzen und Nerven derer, die sich in den Vereinszimmern und Tanzsälen des Weddings drängten. Von Tausenden wurde er umschwärmt und umjubelt. Es ist kein Zweifel, daß er „Erfolge“ hatte. Viele aber haßten ihn auch. Hier ist leicht Kritik zu üben. Jedenfalls gehörte eine unerhörte Kraft dazu, den welteligen Berliner Arbeiter um die Jahrhundertwende zu packen. Drei Monate tat Schlümbach diesen Dienst. Die Herzen wachten auf, und viele fanden Frieden in Christus.

Der „Reichsbote“ vom 23. Januar 1883 schrieb

über diese Versammlungen: „Schlümbach wollte die unkirchlichen Massen erreichen. Die Einladungen erfolgten nicht in der Presse, sondern durch Karten, die nur in ein paar Straßen abgegeben wurden. Helfer, die die Karten von Haus zu Haus trugen, fanden sich. Immer 8 bis 14 Tage lang fanden die Versammlungen in demselben Lokal statt. Abend für Abend stellten sich die Zuhörer ein, zuerst 200, bald 500, 700, 1000 und mehr. Die Herzen wachen auf. In vielen Zuschriften und auch mündlich drücken die Erweckten dem Pastor von Schlümbach ihren Dank aus und geben Gott die Ehre. Bald ist es ein Trunkenbold, der ihn um Hilfe und Fürbitte bittet, bald eine Hehlerin, die ihm schreibt, sie sei gewonnen und entschlossen, alles von ihr Gestohlene zurückzugeben; dann wieder ein Sozialdemokrat, der ihm mitteilt, er sei von seinem Irrweg gerettet und habe nun Frieden gefunden und mit ihm viele andere. Ein anderer schickt seine goldene Uhr als Dankopfer zum Bau des Reiches Gottes. Trunkenbolde, Witwen, Konfirmanden, am Rande des Verderbens angekommene Mädchen bekennen ihre Sünden, finden den Weg zum Frieden, lernen beten und glauben. Der Jünglingsverein blüht auf; der Männerverein, dreifach gewachsen, sieht seine Glieder jetzt in treuer Mitarbeit. Der Kirchenbesuch nimmt so zu, daß am Abend Parallelgottesdienste nötig werden.“

Natürlich gab es auch mißtrauische und arg-

wöhnliche Stimmen. Man veranstaltete sogar Protestversammlungen. In einer dieser Versammlungen sagte ein Geistlicher: „Da kommen diese Herren wie Sternschnuppen über das Meer herüber, durchziehen unsere Gemeinden, und dann verschwinden sie wieder. Es bleibt nichts als Unruhe.“ Man tat diese Evangelisationsarbeit ab als amerikanische und englische Pflanze, die hier in Deutschland doch nicht gedeihen könnte. Da war es gut, daß der Generalsuperintendent Braun, der sein Pastorat am Evangelischen Gymnasium in Gütersloh verlassen hatte und in die Berliner Matthäigemeinde gekommen war, seine schützende Hand über diese junge Bewegung hielt. Er spürte hier das Wehen der Gotteswinde und versuchte alles zu beseitigen, was dem Wirken des Gottesgeistes sich hemmend in den Weg stellte.

Als Schlümbach nach dieser gesegneten Evangelisationsarbeit den Wedding verließ, um in andern Gegenden Berlins zu wirken, bildete sich ein kleines Komitee, das die Aufgabe übernahm, die erweckten und bekehrten Menschen zu sammeln und ihr Glaubensleben zu pflegen. Dieses Komitee bestand zunächst nur aus Pastor von Schlümbach, Pastor Diestelkamp und einem jungen adligen Gerichtsassessor mit Namen Eduard Graf von Pückler. Dieser junge Graf hatte bisher still und bescheiden an den Versammlungen teilgenommen und ahnte nicht, daß Gott ihn längst zu seinem

Werkzeug erwählt hatte. Er war dazu bestimmt, hier im Norden Berlins und darüber hinaus das Werk Gottes zu treiben. Er sollte einer der Väter der deutschen Gemeinschaftsbewegung werden. Wer war dieser Eduard Graf von Pückler, und woher kam er?

Kinderjahre in Rogau

In dem schlesischen Dorf Rogau, am Fuße des sagenumwobenen Zobten, in dessen Kirche zu Beginn der Freiheitskriege die Lütjowschen Jäger eingeseget wurden, wurde Eduard Graf von Pückler im väterlichen Schloß am 13. September 1853 geboren. Er war der zweite Sohn des Grafen Erdmann Pückler und seiner Gattin Berta, geborene Gräfin Pückler. Der Großvater hatte seine sämtlichen Güter verloren und konnte seinen Sohn nur in größter Einfachheit und Sparsamkeit erziehen. Diese Einfachheit blieb dem Sohn Erdmann sein ganzes Leben, und in diesem Sinne erzog er auch seine Kinder. Er hatte drei Knaben und vier Mädchen, die ihn als strengen, aber auch ungemein fröhlichen Vater von Herzen liebten und verehrten. Eduard, sein ganzes Leben hindurch Edy genannt, war ein sehr zartes Kind und bedurfte mehr als die andern der mütterlichen Pflege und Liebe, die ihm auch reichlich zuteil wurden.

Zunächst wurde er mit seinem ältesten Bruder durch Hauslehrer unterrichtet. Er war sehr begabt; Geschichte und Literatur sowie die alten Sprachen waren seine Lieblingsfächer. Mit großer Freude lernte er Gedichte auswendig und trug sie mit Begeisterung vor. Innige Liebe verband ihn mit seinem Bruder. Nie war zwischen ihnen bis zum Tode des Älteren im Jahre 1921 ein Mißton. Sie teilten alles, Schule und Freizeit, Unterricht und Spiel. Das Schloß war von einem Wassergraben umgeben, der natürlich eine große Anziehungskraft auf die beiden Jungen ausübte. Sommers und winters fand man sie oft beim Spiel am Schloßgraben. Es blieb nicht aus, daß der kleine Edy in einer Weihnachtszeit, als er mit seinem Bruder Max das Eis probieren wollte, einbrach. Geistesgegenwärtig sprang Max zu, legte sich flach auf das Eis und hielt sein Brüderchen so lange an der Pelerine fest, bis auf sein Rufen Hilfe kam. Große Freundschaft verband die beiden Brüder mit den Pastorsjungen Georg und Hans Raschke. Mit ihnen und der Dorfjugend kam es oft zu großen Schlachten. Beulen und Wunden und einmal auch zerbrochene Kellerfenster des Schlosses brachten nicht nur stolze Siege, sondern manchmal auch eine Tracht Prügel ein, die der Vater ohne Federlesen austeilte. Als Zehnjähriger machte Edy mit Vater und Bruder seine erste große Reise. Es ging zur Erholung an die Ostsee nach Heringsdorf.

In der vergriffenen Pückler-Biographie bringt Hedwig von Redern von diesem Ferienaufenthalt einige Briefe, die der kleine Edy an die geliebte Mutter schreibt:

„Wir haben schon acht Bäder genommen, welche Papa und uns ganz gut bekommen sind, und wo wir in zwei Tagen sehr guten Wellenschlag hatten und den einen Tag die Wellen so arg waren, daß ich mich an einer Barriere anhalten mußte, um nicht von den Wellen weggespült zu werden. Am 10. August bereitete uns der liebe Papa die Freude und schiffte sich mit uns nach Swinemünde ein. Beim Hinweg war ein sehr günstiger Wind, und die Sache ging ganz gut. Beim Rückweg aber hatte sich der Wind vollständig gelegt, und die Leute mußten zu den Rudern greifen, um vorwärtszukommen. Wir begingen nun aber eine Unvorsichtigkeit und legten uns zum Schiff hinaus, infolgedessen wir gründlich unwohl wurden und ich mich sogar Übergeben mußte, Max aber nur ein bißchen unwohl blieb. Indessen mögen aber wohl auch die Kirschkuchen und die Limonade, die wir in Swinemünde eingenommen hatten, etwas dazu beigetragen haben. Nun will ich Dir aber noch etwas von Max erzählen, was vielleicht nicht minder Deine Bewunderung erregen wird. Papa nämlich war so gut und ließ uns einmal auf dem Schießstand, welcher in Heringsdorf aufgerichtet war, mit einer Bolzenbüchse schießen, wobei Max gleich auf den

ersten Schuß ins Zentrum traf und dann noch, wenn er mit den anderen Herren schoß, immer als Sieger hervorging. Adieu, liebe Mutter, grüße die kleinen Schwestern recht herzlich von mir und behalte lieb Deinen Dich liebenden Sohn Edy.“

H. v. R. schreibt mit Recht dazu: Wie fließend und geschickt in der Satzbildung ist dieser lange Brief! Der einzige Fehler ist, daß er „Übergeben“ groß schreibt, was wohl auf die Größe des Elends schließen läßt.

Zu gleicher Zeit wurde wohl der Geburtstagsbrief auf rosa Papier geschrieben: „Der liebe Gott schenke Dir langes Leben in Freude und Wonne über Deine Kinder. Ich verspreche Dir, daß ich immer fleißig sein will und Dich niemals betrüben. Ich wollte Dich auch sonst niemals betrüben, aber der Zorn riß mich fort. Und wie soll ich Dir das Gute, das Du an mir getan hast, vergelten? Ich will es durch Gebet und Liebe vergelten!“

In einer Bibelstunde sagte der Graf viele Jahre später einmal: „. . . Ich danke Gott für seine Züge in meiner frühesten Jugend, und ich kann mir keine christlichen Kinder denken, die sie nicht empfinden. Als ich neun Jahre alt war, hatte ich ernstlichen Gebetsumgang mit Gott. Leider war die Zeit nur vorübergehend, weil ich damals nicht bekehrt wurde. Aber die Sehnsucht nach Gebetsumgang habe ich behalten, bis Gott mich in seiner Gnade zu sich zog.“

Auf der Ritterakademie in Liegnitz

Im Jahre 1866 bezogen Edy und Max die Ritterakademie in Liegnitz. Wohl bildete der Verkehr im Hause der geliebten Tante Gräfin Mathilde Pückler einen Ersatz für das verlassene Elternhaus, aber die Sehnsucht nach daheim übermannte die beiden Brüder oft sehr. Es wurde den freiheitsliebenden Jungen nicht leicht, sich in den Zwang des Anstaltslebens zu fügen. Edys zarte Gesundheit wurde durch mancherlei Krankheiten noch mehr geschwächt, und die Lust am Lernen verließ ihn oft. Er fürchtete die Oberprima nicht zu erreichen und bereitete seinen Vater schon darauf vor. Aber mit großer Geduld ertrug er die mancherlei körperlichen Beschwerden, und mit festem Mut ging er immer wieder an die Aufgaben heran. Durch alle Briefe zittert das Heimweh und die Sehnsucht nach den Eltern und Geschwistern. So schreibt er einmal an die Mutter:

„. . . Ich kann Dir aber nicht sagen, was für ein Heimweh ich empfinde. Jede Stunde scheint mir ein Jahr und jeder Tag eine Ewigkeit zu sein, wenn ich an meine Geschwister und das liebe Rogau denke. Und um so doppelt schwerer wird es mir, da einen die älteren Zöglinge von allen Seiten necken und, wenn man eine verstohlene Träne weint, sie einen gleich auslachen. Obgleich ich schon drei Briefe vollendet hatte und sie dann

wieder zerrissen habe, weil sie mir in einer zu klagenden Stimmung geschrieben zu sein schienen, so ist doch dieser Brief nicht viel anders. Von was das Herz voll ist, da gehen die Augen über, das ist ein bekanntes Sprichwort. Doch nun muß ich schließen, denn obgleich Sonntag ist, heißt es doch schon wieder: An die Arbeit, an die Arbeit! Schreibe mir bald wieder, denn dies ist mir wie Sonnenschein in Sturmesdunkel.“

In einem Geburtstagsbrief an die Mutter heißt es: „Gesundheit vor allem möge der gütige Himmel Dir gewähren. Um dieses flehe ich und werde täglich darum flehen und auch für mich um die Kraft, Dir Freude zu machen. Meine Konfirmation rückt nun immer näher, und wenn ich mich auch freue, die Feier zu begehen, so möchte ich doch, sie wäre noch weit, weit, wenn ich daran denke, welchen großen Schritt ich damit tue.“

Über jene Zeit vor der Konfirmation sagte er später einmal in einer Bibelstunde über David und Jonathan: „Ich weiß mich genau zu entsinnen, daß ich als junger Mensch, wo mich religiöse Fragen zunächst nur leicht inkommodierten, immer ein wunderbares Gefühl hatte, wenn ich fromme Leute sah. Ich wußte dann genau: Der wird einst über dir sein, aber dann raffte ich mich zusammen und sagte mir: Doch jetzt sind wir noch auf dieser Welt. So macht es der natürliche Mensch. Er hat eine dunkle Ahnung, daß seine Herrlichkeit ver-

geht und andere die Erben sind, nämlich die Gemeinde Jesu Christi. Da wäre es doch profitabel, sich zu ihnen zu schlagen. Diese Überlegung der Klugheit kann zum ersten Schritt der Bekanntschaft mit Jesus werden. Warum soll ich nicht dazu gehören? Ja, du sollst, aber du mußt dann auch deine Seele mit seiner Seele verbinden, wie David und Jonathan es taten.“

Als seine Konfirmation heranrückte, wünschte er sie noch weit hinausgeschoben. Nach der Konfirmation lesen die Eltern in einem Brief: „. . . Zu schade, daß man nach der Konfirmation gleich wieder in das Alltägliche, Gewöhnliche hineinkommt und in das alte, sich immer um die gleiche Achse drehende Räderwerk eingreifen muß. Der Geist wird ja leicht dadurch von dem Höheren abgezogen und sinkt nach und nach wieder in den Schmutz und Staub der Welt.“

Als der Krieg 1870 ausbrach, zog der Bruder 18jährig als Breslauer Kürassier ins Feld. Die Trennung fiel dem Jüngeren sehr schwer, und sehnsüchtig wartete er immer auf die Soldatenbriefe mit den Berichten, die von Schlachten und auch heiteren Erlebnissen erzählten. Sehr bewegte ihn die Nachricht von der Verwundung seines Freundes Eberhard von Rothkirch, des späteren Präses des CVJM in Berlin. Als von Rothkirch ihn für einige Stunden in Liegnitz besuchte, war er tief erschüttert. In einem Brief schreibt er darüber:

„. . . Ach, diese fünf Minuten waren furchtbar für mich! Möge Gott ihm nur Kraft geben und Trost, daß er weiter gefaßt sein entsetzliches Unglück und namenloses Leid trägt! Ich will ihm jetzt fast täglich schreiben, vielleicht gelingt es mir, ihn einigermaßen aufzuheitern.“

Das konnte der junge mitfühlende Freund damals nicht ahnen, daß Eberhard von Rothkirch später gerade den Verlust seines Beines immer als besondere Gnadenführung Gottes rühmen und preisen mußte. Gerade diese Zeit des Leides barg den tiefsten Segen.

Im Jahre 1873 mußte der nun mit allem Eifer dem Abitur zustrebende Schüler wieder durch mancherlei Krankheiten. Aber er verlor den Mut nicht. „Ich denke immer: Es wird schon gehen!“ schreibt er am 24. August, und am 2. September kann er melden: „Das schriftliche Examen ist nun vorüber . . . Wenn ich jetzt, wo ich allein in meinem Zimmer bin, daran denke, daß ich morgen über 14 Tage schon alles überstanden habe und bei Euch in Rogau bin, dann möchte mir das Herz springen vor Jubel, und dann werde ich schnell vergessen, was ich in der letzten Zeit Unangenehmes durchgemacht habe.“

Um seinen zwanzigsten Geburtstag herum bestand er das gefürchtete Examen und kehrte fröhlich nach Rogau heim. Nachdem nun alles über-

standen war, dachte er doch manchmal sehnsüchtig zurück an die Jahre in Liegnitz.

„Der Abschied von Liegnitz ist mir sehr schwergefallen. Mit tausend Wurzeln war ich dort festgewachsen, wo ich die sieben bedeutsamsten Jahre meines Lebens zugebracht habe.“

Student, Husar und Referendar

Nach kurzer Erholungszeit im Vaterhaus ging Pückler nach Bonn, wo er bei den Husaren eintrat und sich gleichzeitig auf der Universität immatrikulieren ließ. Er wollte Jura studieren. Als Student gehörte er zum Korps der Borussen. Am 1. Oktober 1873 leistete er den Soldateneid und erhielt auch das schwarz-weiße Band der Borussen.

So führte er in Bonn ein Doppelleben. Als Husar tat er den schweren Stalldienst beim Kommiß, und als Student saß er in den Hörsälen und kämpfte oft gegen die Müdigkeit. Das Reiten machte ihm viel Spaß, und auch auf dem Paukboden war er mit ganzem Herzen dabei. Die üblichen gesellschaftlichen Veranstaltungen, Tanz, Exbummel, Theater nahmen ihn in Anspruch. Im August ging es zum Manöver, und bald war das Soldatenjahr beendet.

Im Sommer 1875 bezog er die Universität in Leipzig. Allerlei schöne Pläne bewegten ihn. Er wollte mit seinem Bruder eine Reise nach Amerika

unternehmen. Mitten in die Vorfreuden griff Gott mahnend ein. „Es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war.“ Vor der Kaserne, in der sein Bruder wohnte, wurde Eduard von einem Lastwagen so schwer überfahren, daß die Ärzte an seinem Aufkommen zweifelten. Als er wieder gesund geworden war, fuhr er dem heimkehrenden Bruder nach England entgegen. Nun füllte wieder fleißiges Studium die Tage. In seinem Freundeskreis wurde er geliebt und geachtet wegen seiner fröhlichen und lauterer Art. Ein Graf F. schrieb später in Erinnerung an diese Zeit:

„Ich bin mit Edy seit dem 1. Oktober 1873 bekannt, wo ich als Einjähriger das Husarenregiment und die Borussia verließ und er in beides eintrat. Wir sind nachher ein volles Jahr in Leipzig in einer Wohnung mit drei anderen Korpsbrüdern beieinander gewesen, und hier habe ich bereits sein Innerstes, seine tiefe Religiosität, sein reines und edles Herz kennengelernt. Edy war in unserm jungen Freundeskreis gewissermaßen der Schutzengel des Idealismus und der edlen Sitte. Nie ließ er ein frivoles Wort unwidersprochen, und zwar oft mit ausdrücklichem Bezug auf Mutter und Schwestern. Es spiegelte sich in seinem jugendlichen Dasein nur edles, reines, in der Kindheit genossenes Familienleben wider.“

Nach einer Militärübung in Bonn machte er in Leipzig sein Examen und ging dann nach Wies-

baden, um dort auf dem Gericht als Referendar zu arbeiten. Später ging er noch nach Muskau und Görlitz. Eine Feier in der alten Ritterakademie brachte ein Wiedersehen mit vielen Freunden, darunter auch mit Eberhard von Rothkirch. Die Gerichtsferien benutzte er zu einer Reise in die Schweiz. Dann ging es mit dem Bruder nach Berlin. Max besuchte die Kriegsakademie, und Edy arbeitete bei einem Rechtsanwalt. Im Dezember 1879 kehrte er dann wieder nach Görlitz zurück.

Von Gott erfaßt

Inzwischen aber hat es bei ihm angefangen zu rumoren. Bei einem Blick in den Spiegel fällt ihm inmitten der eitlen Handlung des Haarordnens wie von ungefähr der Vers eines Spittaschen Liedes ein, den er von seiner Mutter daheim gehört hat: „Und die Bewohnerin, die Seele, läßt man verschmachten und vergehn.“ Später einmal, als ihm bewußt wurde, daß ihn das Theaterspielen persönlich ganz hingenommen hatte und ihm die Leidenschaft Kraft zu überzeugender Gestaltung schenkte, kommt er zur Besinnung. „Deshalb will ich mich wohl hüten, sie großzuziehen.“ Die eigentliche Entscheidung aber kommt erst später. Nüchtern genug hat er diesen Tatbestand geschildert: „Meine Bekehrung fällt in das Jahr 1878, wo ich den Herrn, ich kann sagen ohne Vermittlung eines

Menschen, fand, und zwar durch das Licht, das von den Einsetzungsworten des heiligen Abendmahls ausstrahlte.“ Das war bei einer Feier des heiligen Abendmahls gewesen, an der er selber nicht einmal teilgenommen hatte. Aber das Wort „Für dich! Für dich!“ hatte es ihm angetan. Diese „Umwandlung“ zeigt sich in einer für Pückler bezeichnenden Weise. Bei aller Nüchternheit empfand er doch eine Beseligung. Er spürte dabei zugleich einen unüberhörbaren Aufruf zur Aktivität. So eben kam es sofort zu dem Entschluß, in der Sonntagsschule mitzuhelfen. Mit der Glückseligkeit aber verband sich doch auch ein Ernst, der sich zur Schwermut steigern konnte und Seelenkämpfe hervorrief. Eine Freundin, die Pastorin Suckow, schreibt ihm 1882 aus Breslau: „Ich bin Ihnen durch all die mühseligen und angstvollen Zeiten, die ich mir ja in Ihrer Lage so lebhaft vorstellen konnte, gefolgt und habe mit aller Inbrunst für Sie gebetet. Geistlich mühselig und beladen und dazu der Pfahl im Fleisch, das kostet allerdings Anstrengung. Ist der Weg auch lang und dunkel, der zum Ziele führt, nur unermüdlich fortgegangen und fortgerungen mit all den Seelen, die denselben Weg, wenn auch auf verschiedene Weise, gehen! Der Herr läßt seine Kinder nicht im Dunkeln.“

1882 finden wir Pückler in Berlin, wo er sich auf das Assessorexamen vorbereitet. Hier, in der

Reichshauptstadt, fällt die Entscheidung für den weiteren Gang seines Lebens. Soll er die glänzende Laufbahn eines Juristen einschlagen, der sich — er lebt in einer Adelstradition — seiner Karriere würde freuen dürfen, oder . . . ?

Von tiefgehender Bedeutung sind in Berlin seine Begegnungen mit besonderen Persönlichkeiten.

Da ist sein Freund Eberhard von Rothkirch. Dessen Biograph Ulrich von Hassell sagt treffend, daß er keine Damaskusstunde, also keine plötzliche Bekehrung erlebt habe. Er geht von Kanzel zu Kanzel. Stoeckers Predigt packt ihn nicht. Frommel aber greift nach seinem Herzen. Jedoch das Entscheidende geschieht erst bei dem General-superintendenten Büchsel in der Matthäikirche. Hier trifft er mit seinem Freunde Pückler zusammen. „Pückler und ich sind möglichst viel vereint und stehen uns sehr nahe.“ Sie gehen zum Abendmahl. Es ist keine Frage, daß Rothkirch durch Pückler zu Christus geführt wurde. Beide helfen mit in der vom Grafen Bernstorff geleiteten Sonntagsschule in der Oranienstraße. Verständlich ist es auch, daß Pückler mit in das Kuratorium des bald gegründeten Christlichen Vereins Junger Männer eintritt, dessen Führung in Rothkirchs Hände kommt.

Auch Stoecker kreuzt die Lebensbahn Pücklers. Er öffnet dem schlesischen Grafen das Auge für die

soziale und vaterländische Not. Die Arbeitermassen waren in Bewegung gekommen. Der alte Kaiser schreibt um die Jahrhundertwende prophetischen Blickes an Karl Alexander von Weimar: „Europa gleicht einem feuerspeienden Berge, der sich durch kleine Eruptionen meldet, bis der Hauptschlund sich öffnet.“ Pücklers Kulturkritik selber lautet: „Berlin ist so verdorben, daß es alles Maß überschreitet, ganz abgesehen davon, daß die Sünden Sodoms am offenen Tage ungestraft unter den Augen der Obrigkeit wuchern. Wer beten kann und nicht eintritt für diese Not, ist mit Blindheit geschlagen. Ich kenne viele Großstädte, aber keine scheint mir so gesunken und so diabolisch wie Berlin. Unser Volk hat ebenso Gott verlassen, wie das Volk zur römischen Kaiserzeit es tat, darum sinkt es auch ebenso. Aber wenn auch unter uns der Abgrund brodeln, der gekreuzigte Heiland kann retten.“ So bezwingend Stoecker werben kann, er gewinnt über Pückler nicht Gewalt. Der große Initiator der Eiskeller-Versammlungen ist ihm zu politisch. Im Kern blieb Pückler unberührt. Später ist er auch aus dem Stadtmissionskomitee wieder ausgetreten. Stoecker hat ihm das nie übelgenommen, und Pückler selber hat dem großen Führer der Stadtmission einen würdigen Nachruf gewidmet: „Wir können unmöglich auf die Bedeutendheit und Lebenswirksamkeit des Entschlafenen hier in der Kürze eingehen; auch wird dies gewiß von berufe-

nerer Seite geschehen. Wir möchten hier nur dankbarst bekennen, daß, wenn seine einstige Tätigkeit auch nicht auf die Begründung des Gemeinschaftslebens sich erstreckte, er sogar zunächst sich etwas ablehnend gegen dasselbe verhalten hat, doch seine ganze Wirksamkeit anfangs der 80er Jahre eine bahnbrechende war für jedes christliche Werk und darum auch für das unserer Gemeinschaft. Durch sein Hervortreten in die große Öffentlichkeit, so gefährlich es für ihn in seiner amtlichen Stellung war und so sehr es ihn in manche leidige Streitigkeit verwickelt hat, hat er doch der Sache Christi genügt in hiesiger Stadt. Er hatte eine Aufgabe, an die nicht leicht ein zweiter sich wagen dürfte; aber in dem, was er für richtig hielt, war er ohne Rücksicht auf die Folgen ein ganzer Mann“ (St. Michaels-Bote, Februar 1909).

Durch Stoecker fand Pückler zu Pastor von Schlümbach, der im Norden Berlins, wie am Anfang dieses Buches beschrieben, evangelisierte. Durch Schlümbach wird Pückler in seinen eigentlichen Lebensberuf gedrängt. Gott hatte längst den Platz vorgesehen, auf dem sein Knecht wirken sollte.

Der Meister ruft!

Still und bescheiden hatte Pückler an manchen Versammlungen Schlümbachs teilgenommen. Äu-

ßerlich ruhig saß er unter den Zuhörern. Aber in seinem Innern brodelte und kochte es. Heilige Gottesfunken sprühten. Das Feuer in seinem Herzen, von Gott entfacht, loderte hell. Diese Art der Verkündigung war so recht nach seinem Sinn. Hier wurden Menschen gepackt vom Worte Gottes und zu Christus geführt. Ein Bericht Pücklers aus jener Zeit lautet: „Entkirchlichte Leute wurden allabendlich Besucher der Versammlungen, Gewohnheitschristen wurden gläubige Bekenner, und selbst notorische Diebe und Einbrecher lagen unter dem Kreuz Christi und fanden Gnade . . .“

Zurückblickend schrieb Pückler später einmal: „Das Wort Gottes faßte die Herzen, und Gottes Geist wirkte mächtig an vielen. Damals gerade machte ich mein Assessorexamen. Ich war überzeugt, daß das nicht mein Lebensberuf bleiben würde, aber auch überzeugt, daß Gott mir zeigen würde, was ich tun sollte. Am Schluß einer jener Versammlungen am Wedding forderte mich Pastor von Schlümbach zu einem Projekt auf, das er vorhatte. Wir alle hatten das Gefühl, daß das, was uns Gott hier geschenkt, gepflegt und die Bewegung weitergeführt werden müsse.“

Da stand nun der junge Graf und neugebackene Assessor vor einer Aufgabe, die gewiß groß und herrlich war, die ihn aber auch erzittern ließ. Er, der Nicht-Theologe, sollte den gottlosen Berlinern das Evangelium verkündigen? Er, der doch in vie-

len Glaubensdingen noch unerfahren war, sollte die Erweckten weiterführen? Konnte er das? Durfte er das? Hatte er überhaupt als Laie ein Recht dazu? Diese und andere Bedenken kamen Pückler, und er legte sie in einem Brief, den er vom Weihnachtsurlaub in Rogau schrieb, Schlümbach vor. Dieser aber widerlegte alle Bedenken: „. . . Nun zum Schwerpunkt Ihrer lieben Zeilen, die Berechtigung der Laienarbeit betreffend: Bibelstellen? Da ließen sich viele anführen. Joh. 17, 20 gibt einen Schlüssel zum hohen Christengedanken. Ein Volk, ein hohepriesterliches Volk! — Aber nun erste Laienarbeit: Siehe Apg. 6, 1—6, Witwenpflege. 8, 1: Zerstreuten sich alle! Vers 4 taten es auch alle! Apg. 13, 1: Simon, der Schwarze, auch ein Prediger und Lehrer, d. h. doch ein Laie, der Gottes Wort auslegt. Aus den Aufgezählten werden nur zwei wirklich in den Predigerstand eingesetzt: Barnabas und Paulus. Apg. 15, 39—40: Wer waren Markus, Silas? Laien, die den Aposteln helfen sollten. Röm. 16! Welch ein Blick in die Tätigkeit der Laien in Rom, wo doch noch keine richtige apostolische Gemeinde bestand! Apg. 18, 24—28: Apollos, und dann Vers 26 Aquila: ‚Legten ihm den Weg Gottes noch fleißiger aus.‘ Laienarbeit!

Es gibt unendlich viele Beweise in der Heiligen Schrift, daß Gott will, daß in seinem Reiche allerlei Arbeit getrieben werde. Was Deutschland am meisten not tut, ist Laintätigkeit. Alle Länder,

selbst Frankreich, sind darin weiter. Hier, wo die meisten tüchtigen Kräfte zu finden sind, schläft alles, und deshalb gehen Hunderttausende zugrunde. O welch ein Elend! Da schiebt immer einer die Last auf den andern, statt alles zu vergessen und Christus zu lieben. Es ist tatsächlich wahr: das deutsche Volk geht unter aus Mangel an christlicher Tätigkeit. Manche Theologen lehren oft, was nichts taugt; die Bibel zersetzen sie und lassen nur gelten, was in ihren Kram paßt. Nein, es muß anders kommen! Die gläubigen Männer müssen an systematische christliche Tätigkeit gesetzt werden, dann kommt neues Leben, und Kaiser und Reich sind gesichert, und das Reich Gottes faßt wieder Wurzeln in den Herzen.

Nun Gott befohlen, lieber Herr Graf, stehen Sie fest für den Herrn! Ihrer harrt viel Arbeit, und Gott wird es unter Ihren Händen segnen. Nur mutig! Motto für Sie: Jos. 1, 7—9: Sei nur getrost und sehr freudig . . .! Es beten viele Seelen für Sie, daß Sie Mut fassen möchten und arbeiten.

Ihr F. v. Schlümbach.“

Dieser Brief überwand die letzten Bedenken, und Schlümbach konnte dem Grafen antworten: „Möge der Herr Sie reichlich segnen und auch die lieben Ihrigen, Ihren Entschluß festigen und Sie zu großem Segen setzen für Tausende und aber Tausende! Hier finden Sie warme und willige Herzen, die Ihnen treu zur Seite stehen werden

und Gott loben und danken für das willige Hingeben an ihn. Mir selbst haben Sie eine große Weihnachtsfreude damit bereitet.“

Als nach dieser gesegneten dreimonatigen Evangelisationsarbeit Schlümbach in andere Stadtgehenden Berlins berufen wurde, beschloß das kleine Komitee, zunächst nur aus Pastor von Schlümbach, Pastor Diestelkamp und Graf Pückler bestehend, das Werk Gottes getrosten Mutes in die Hand zu nehmen.

Noch nach mehr als 20 Jahren schreibt Graf Pückler: „Mag auch der Reiz, in einer so schönen Arbeit zu stehen, mitbestimmend gewirkt haben, schließlich hat doch wohl das kleine Fünkeln Glaube, das vorhanden war, unserm Gott die Möglichkeit gegeben, uns durch die mancherlei großen und schweren Nöte des Werkes hindurchzubringen. Er schaffte gleich zu Anfang Rat, indem sich sofort liebe Freunde fanden, die das Werk tragen halfen, vor allem — Ende Januar 1883 — der Graf Andreas Bernstorff.“

Was Pückler tat, tat er immer ganz. Ganze Hingabe an den Herrn hat er immer gepredigt. Die ganze Hingabe seines inneren Menschen macht er auch jetzt glaubhaft durch die Aufgabe seines Berufs.

Das Assessorexamen hat er bestanden. Der Staat will seinen Dienst. Sein Minister mahnt ihn, „ja dem Staatsdienst treu zu bleiben“ und sich „nicht

in Mystizismus zu verlieren“. Doch am 12. November 1886 nimmt Pückler seinen Abschied. Es war ein echter Abschied, wenn er auch später erklärt hat, daß er sich vielleicht doch hätte anders entschließen sollen. Sein Ganzheitsstreben bringt ihn sogleich in den Gewissenskonflikt, ob er nun nicht Theologie studieren müßte. Es gelingt aber von Schlümbach, ihn davon abzubringen. Gott will eben, daß Pückler „Laie“ bleibt. Es geht um das große Experiment. Sicher hätte es Pückler in vielen Dingen leichter gehabt, wenn er sich den Talar angezogen hätte. Seine Eigenheiten, seine Sonderbarkeiten wären dann zum guten Teil verdeckt worden. Aber er sollte „ungeschützt“ bleiben. D. Michaelis, sein Nachfolger in der Leitung des Gnadauer Verbandes, rühmt in seinem Nachruf für den Grafen sein eifersüchtiges Wachen über den Grundcharakter der Bewegung, und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir seine Einseitigkeiten, die andere oft als Zeichen der Unsicherheit deuteten, ja wenn wir sogar seine nervösen Erregtheiten damit erklären, daß er sich eben völlig zu einer Hingabe entschlossen hatte.

Um der neuen christlichen Erweckungsbewegung einen Mittelpunkt und eine Heimstätte zu geben, beschloß man, ein geeignetes Haus zu kaufen und dieses als ‚Christliches Vereinshaus‘ einzurichten. Die Wahl fiel auf den „Fürsten Blücher“, ein geräumiges Lokal am Weddingplatz, Ecke Fenn-

und Müllerstraße. Pückler berichtet darüber selbst:

Das Haus diente bis dahin freilich anderen Zwecken. Während sich in seinen vorderen Räumen ein Branntweinausschank befand, wurden die beiden großen Säle zu Tanzvergönügungen benutzt, die durch ihre Zuchtlosigkeit der ganzen Gegend zum schweren Ärgernis gereichten. Vor nicht langer Zeit war das Blut eines Ermordeten auf den Dielen des Hauses geflossen, dem sein Nebenbuhler in der Hitze der Leidenschaft das Messer in die Brust gestoßen hatte; wer aber zählt die *Seelenmorde*, die an der armen verführten Jugend in diesem Hause verübt worden sind? Wie viele Söhne und Töchter unseres Volkes mögen, durch Branntwein und wüsten Sinnenrausch betört, in diesen Räumen an Leib und Seele verderbt worden sein zur Hölle?!

Zwischen Weihnachten und Neujahr wurde der Kauf des Hauses abgeschlossen, am Neujahrstage 1883 zum letztenmal darin getanzt, und am 8. Januar 1873 erscholl darin bereits, in beiden Sälen gleichzeitig, vor über 1000 Zuhörern die Predigt des Evangeliums. Und seitdem ist das teure Wort Gottes, dem Herrn sei Dank, unter uns geblieben.

Und wenn die Toten die Stimme des Sohnes Gottes hören werden (Joh. 5, 25), dann werden auch solche freudig ihre Gräber verlassen, die an

der früheren Stätte der Sünde und des Todes das Leben gefunden haben, das ewiglich währt.

Ich werde niemals den Augenblick vergessen, an dem ich den „Fürsten Blücher“ zum erstenmal betrat. An den bläulich gefärbten Wänden hingen geschmacklose, vergilbte Bilder, die Dielen waren löcherig, die Holzstiegen ausgetreten, und überall der starrende Schmutz. Doch konnte man auf den ersten Blick erkennen, wie praktisch das Haus für unsere Zwecke war.

Es bildet ein schmales Rechteck von bedeutender Tiefe. Zunächst dem an der kurzen Seite befindlichen Eingang lagen in den beiden Stockwerken des Hauses eine Reihe kleinerer Zimmer, hinter denen sich zwei große Säle für je 500 Personen ausdehnten. Die unteren kleineren Zimmer wurden zu einer Arbeiter-Restaurations eingerichtet, die darüberliegenden Zimmer den Jünglingen zum Aufenthalt angewiesen und die beiden großen Säle ohne alle Veränderung zu religiösen Versammlungen benutzt. Von dem Podium, auf dem das Orchester zum Tanz aufgespielt hatte, wurde nun das Evangelium verkündigt, und durch Gottes wunderbare Fügung mußte der Musikus, der früher Leiter des Orchesters gewesen, einer der ersten sein, den die Umwandlung des Ortes seiner bisherigen Wirksamkeit selbst zur inneren Umkehr brachte.

Überhaupt stellten die früheren Besucher des

„Fürsten Blücher“ in der ersten Zeit, durch die Neuheit der Sache angelockt, ein nicht unbedeutendes Kontingent zu unseren Versammlungen. Das Wort Gottes, das sie nicht mehr aufsuchten, war nun zu ihnen gekommen. Die verschieden gerichteten Leute gingen damals scheinbar Hand in Hand denselben Pfad, und wenn sich auch viele bald wieder der alten Finsternis zuwandten, so waren sie doch wenigstens eine Zeitlang bei dem Lichte gewesen, das damals so hell schien in unserm Hause.

Als es aber nach und nach immer ausschließlicher den Charakter eines christlichen Hauses bekam, als Zucht geübt und die regelmäßigen Besucher in eine straffe Organisation zusammengeschlossen wurden, vollzog sich die Scheidung der Geister rasch und entschieden.

Auch die alte Benennung „Zum Fürsten Blücher“ mußte nun der Aufschrift „Christliches Vereinshaus“ weichen, welche über die Tür gesetzt wurde. Als der Maler gerade während der Mittagszeit damit beschäftigt war, die neue Aufschrift zu vollenden, sammelte sich ein Trupp Arbeiter vor dem Hause, der mit sichtlichem Erstaunen die neue Benennung las. Ihre anfangs feindseligen Mienen nahmen je länger je mehr den Ausdruck einer gewissen achtungsvollen Scheu an, als ahnten sie, daß sie gegen dieses Haus nichts mehr vermöchten, weil es dem übergeben, der stärker ist

als sie selbst und auch stärker als die finstere Macht, die früher hier gewaltet. Und Gott sei Dank — alle menschlichen und teuflischen Ränke, die gegen dieses Haus und seinen Frieden geschmiedet wurden, sind bis jetzt zerstoßen wie Spinnweben. Trotz unserer Gebrechlichkeit, Ohnmacht und Sünde hat der Herr es nicht verschmäht, sich auch an diesem Hause als der König zu erweisen,

dem wahrlich alle Feind'
auf Erden viel zu wenig
zum Widerstande sein.

„Mein ist beides, Silber und Gold, spricht der Herr Zebaoth“ (Hagg. 2, 9), und: „Alles, was ihr bittet im Gebet, so ihr glaubt, so werdet ihr es empfangen“, hat der Sohn Gottes seine Jünger gelehrt. Diese Gottesworte enthalten das größte Summenversprechen, das jemals geleistet worden ist. So verächtlich auch die Welt davon denkt, so haben doch die Knechte Gottes des Allerhöchsten mitten in ihren Arbeiten zum Ausbau des Reiches Gottes allein von diesem Versprechen gelebt und es durch den Glauben in Erfüllung gebracht. Die meisten Missionsinstitute sind ohne zureichende Gelder gegründet worden, und so ist es als keine besondere Ausnahme zu betrachten, daß auch unser Haus nur mit *dem* Grundkapital gekauft ist, auf das obige Gottesworte die Anweisung erteilen.

Das bestimmte Gefühl: „Gott will es“ und die

Notwendigkeit raschen Handelns waren die Triebfedern zu dem Kauf. Der Kaufpreis betrug 113 500 Mark. Er wurde beglichen durch die Übernahme der auf dem Hause ruhenden Hypothekenschulden und durch Kapitalien, die Freunde des Reiches Gottes vorschossen. Da zur Renovierung des Hauses auch noch mehrere tausend Mark erforderlich waren und dazu das sämtliche vorgeschossene Geld auf das Haus eingetragen worden ist, so beträgt die Summe der auf dem Hause lastenden Schulden 119 500 Mark.

Zu dem Hause gehörte noch ein unbebautes Grundstück, das auszunutzen war. Der erste Plan, Läden auszubauen, wurde aus naheliegenden Gründen bald fallengelassen und statt dessen eine Herberge zur Heimat für wandernde Handwerker-
gesellen darauf errichtet.

Wegen der Kosten richteten wir uns durch Aufruf an die evangelische Christenheit, und bald konnten wir mit innigem Dank gegen Gott reichliche Gaben in Empfang nehmen. Seine Majestät der Kaiser Wilhelm I. übersandte huldvollst eine Gabe von 2000 Mark, Ihre Majestät die Kaiserin 500 Mark. So kam nach und nach die Summe von 38 000 Mark zusammen.

Ein Frühlingstau für unsere Gemüter war der Brief eines armen Dienstmädchens, mit dem sie drei Mark übersandte, und der wörtlich folgendermaßen lautete:

„Da ich viele Jahre neben dem ‚Fürsten Blücher‘ in der Fennstraße eine christliche Freundin wohnen hatte, die ich häufig des Sonntags besuchte, auch eine Zeitlang selbst dort gewohnt habe, wo doch am lieben Sonntagnachmittag die immerwährende Tanzmusik recht störend und der Gedanke an die Entheiligung des Sabbats sehr betrübend war, so habe auch ich mit meiner Wenigkeit die Umgestaltung dieses Hauses (neben dem lieben Gotteshause wie erwünscht) mit großer Freude begrüßt und deshalb mit ebensolcher Freude und dem herzlichen Wunsche und Seufzer zum Heiland, daß er das Scherflein segnen wolle, die kleine Gabe geschickt. Ich wünsche recht sehr, daß wirklich tausend Mädchen, die sich ihr Brot noch ehrlich verdienen können, auf denselben Gedanken kommen möchten; aber ich kenne nun gerade die Gegend und auch manche Familie, der es recht not täte, daß ihr mit Gottes Wort nahegetreten würde, wohnen doch in einem Hause nahe an 50 Familien im Vorder- und Hofgebäude mit sehr vielen Kindern, die mit ganz geringer Ausnahme wenig oder nichts vom lieben Gottesworte wissen. Ein Arbeiter, ganz in der Nähe der Kirche wohnend, der aber nicht hineingeht, sagt: ‚Die Gegend ist nun einmal verwildert, da ist nichts zu ändern.‘ Aber der Glaube und die Liebe sprechen: ‚Der Gott, der da will, daß allen Menschen geholfen werde, der wird’s ändern zu seiner Zeit!‘“

Gemeinschaft - Gemeinschaftsbewegung

Träger der Arbeit wurde die Michaelsgemeinschaft. Sie war nicht als Verein aufgezogen. Bewegung wollte sie sein. Daß es hier nicht um einen bloßen Verein geht, zeigt nach dem Plan des Grafen die Gliederung der einzelnen Gemeinschaften, die sich zur Michaelsgemeinschaft rechneten. Dem heimatlosen Arbeiter sollte eine wirkliche Heimat wiedergegeben werden. Er konnte mit seiner ganzen Familie kommen. Sie „fand in der christlichen Gemeinschaft, was sie brauchte und suchte: das Kind die Sonntagsschule, die heranwachsende Jugend Abteilungen für junge Mädchen und junge Männer, die Frauen ihre Frauenabteilungen, die Männer ihre Männerstunden, und für alle gemeinsam waren die allwöchentlichen Evangelisationsversammlungen und zur Vertiefung des Glaubens die Bibelstunden“. Eifrig wurde von Pückler und seinen Freunden das Problem erörtert, ob man zunächst alle sammeln sollte, die sich nur immer, irgendwie fromm angerührt, für einen Zusammenschluß interessierten, oder ob es nicht richtiger wäre, zu warten und erst die wirklich Bekehrten und Überzeugten in der Gemeinschaft zusammenzufassen. Es war leicht, den Gegnern der Gemeinschaft zu sagen, daß weithin auf dem Kirchenfeld nichts getan wurde, um denen entgegenzukommen, die nach engem Zusammenschluß verlangten.

Frommel hatte darauf hingewiesen, daß im Zentrum Berlins wohl elf Kirchen mit achtunddreißig Pastoren für 80 000 Seelen zur Verfügung stünden, während sich in den überraschend schnell wachsenden Vororten Mammutgemeinden entwickelten, in denen sich kleine Kirchen dukten, für die in der Regel drei Geistliche angesetzt waren. Das war die Zeit, in der Sulze seine Forderung nach Teilung der Riesengemeinden erhob und für den Bau von Gemeindehäusern leidenschaftlich eintrat.

Die Michaelsgemeinschaft bekam bald ihr bescheidenes Organ in dem „Michaels-Boten“. Über Berlin hin entstanden Einzelzentren. Mit einer erstaunlichen Selbstverständlichkeit fand sich ein Kreis von „Herren und Damen“ zusammen, der sich für das neue Wachsen verantwortlich wußte und von der bindenden Kraft Pücklers wie ein Laienorden zusammengehalten wurde. Die Opfer, die er brachte, beschämten viele verantwortliche Gremien unserer Tage. Evangelisationen wurden angeregt und durchgeführt. Anlässlich der Berliner Gewerbeausstellung wurde eine besondere Wortverkündigung gewagt. An den Gartenmissionsfesten im Hausministerium teilzunehmen, darauf legte die gebildete Welt Wert. Das Himmelfahrtsfest in der Jungfernheide brachte alljährlich mehr als tausend Menschen auf die Beine, die sich nicht schämten, eine Prozession durch die Arbeiterviertel zu begehen. Posaunenchor und Michaelsbanner

an der Spitze, zog man fröhlich zur Jungfernheide. Laut schallten die Lieder und gaben Zeugnis von dem, was die Herzen erfüllte. In den Germania-Sälen fanden Volksmissionen statt. Eine Hofmission trat ins Leben. Pückler wurde scherzhafterweise „Hof“prediger genannt. Um Kellnerinnen und Straßendirnen mühte man sich ehrlich. Soziale Einrichtungen wurden geschaffen. Kaffeestuben, Nähvereine, Herbergen zur Heimat wurden begründet. Mittel suchte man durch einen großzügig angelegten Landproduktenverkauf zu gewinnen.

Über 40 000 Blätter wurden sonntäglich verteilt. Wöchentlich kam in 15 000 Exemplaren der „Wegweiser durch Berlin“ zur Verteilung. Jede Nummer enthielt einen Plan von Berlin und ein Verzeichnis der Herbergen, Kaffeestuben und Versammlungssäle.

Als der „Fürst Blücher“ ausgedient hatte, erstand das jetzige Hospiz in der Schönwalder Straße mit dem großen Gemeinschaftssaal. Ein besonderer Ehrentag war die Einweihung des Hospizes St. Michael 1889 in der Wilhelmstraße in getreuer Nachbarschaft zu dem großen Vereinsgebäude des Christlichen Vereins Junger Männer. Das Hospiz wurde nun das Zentrum der Gläubigen. Es ist aus dem Frömmigkeitsleben der Reichshauptstadt jener Epoche nicht hinwegzudenken. Hier fanden entscheidende Besprechungen der Kirchenmänner statt, und im Kampf gegen das Dritte Reich sahen die

Räume geradezu unaufhörlich Vertreter der kämpfenden Kirche. Heute liegen die Gebäude, die von der Geheimen Staatspolizei überschattet und mißbraucht wurden, als ein Opfer der Bombenangriffe in Trümmern.

Nun noch ein Wort über den Namen „*St. Michael*“. Als Pastor Humburg einst, unter dem Bild des Erzengels Michael im Hospiz stehend, nach dem Zusammenhang dieses Namens mit seinem Werk fragte, hat ihn Graf Pückler mit vielsagendem, fast wehmütigem Blick angeschaut: „Ein Jugendtraum!“ Weiter hat Pastor Humburg aus dem Grafen nichts herausbekommen.

In Nr. 2 des „*Michaels-Boten*“ 1889 ist in einem Artikel, E. W. unterzeichnet, folgendes darüber zu lesen: Der Teufel wird in der Bibel, z. B. Offb. 12, 9, der große Drache, die alte Schlange genannt. Der Drache ist überall, wo die Heilige Schrift ihn erwähnt, ein Sinnbild des Satans. Solange wir noch hochmütig oder auf irgendein eigenes Verdienst stolz sind, solange ist noch der Drache unser König, und wir vermögen nichts gegen ihn auszurichten aus eigener Kraft. Nur in der Kraft Christi können wir siegen über den Hochmut in uns, über den Drachen, der uns und unsere Mitmenschen beherrschen will.

Der Erzengel Michael stellt sich dem Drachen entgegen: Wer ist wie Gott? — das ist die Deu-

tung seines Namens — und kämpft uns voran; Jesus Christus verleiht den Sieg.

So wurde der Erzengel Michael als Beschützer der Christen und der Kirche angesehen, und der römische Bischof Gelasius I. hat ihm bereits 493 ein Fest gewidmet, das seit dem 9. Jahrhundert allgemein gefeiert und auf den 29. September gelegt wurde.

Nach diesem Erzengel hat sich unsere Gemeinschaft genannt. Kämpfen will sie gegen den Teufel, den alten Drachen — nicht zur eigenen Ehre — als rechter Kreuzesritter in der Kraft Christi, um dem Satan möglichst viele Opfer zu entreißen oder andere zu bewahren, daß sie nicht in seine Gewalt geraten.

Darum schmückt dieser Erzengel St. Michael seit 1886 den „Michaels-Boten“ und jede Mitgliedskarte, und darum feiern wir am Sonntag um den 29. September herum das Michaelsfest. Entworfen hat den Engel der Professor Pfannschmidt, der als Kirchenmaler bekannt ist. Dazu erzählt Graf Pückler: Als er Gelegenheit nahm, den Entwurf sich anzusehen, habe er an ihm die Energie des Überwinders gerühmt; aber entrüstet habe der Künstler ihm entgegengehalten: „Sehen Sie denn nicht, daß ich gerade das Gegenteil habe darstellen wollen, die Ruhe im Sieg, ohne eigene Energie?“ Wie treffend sind damit die vorhin wiederholten Gedanken wiedergegeben! Graf Pückler fügt hinzu: „Wenn wir Christus in uns Gestalt gewinnen las-

sen, wenn seine Kraft fortan uns belebt und bewegt, ist auch bei uns der Glaube der Sieg, der die Welt überwunden hat.“

Es war ein ernstes Anliegen Pücklers, die Brüder in der Gemeinschaft, also die sogenannten „Laien“, zum Dienst der Evangeliumsverkündigung heranzuziehen. Bald konnte er Kolporteurs und Reiseprediger ins Land schicken. So entstanden hin und her in der Mark Brandenburg Bibelstundenkreise und Gemeinschaften, und es entstand der „Märkische Verband für Gemeinschaftspflege und Evangelisation“.

1887 schlug Pückler die Gründung des „Deutschen Verbandes für Gemeinschaftspflege und Evangelisation“ vor. Bis dahin hatte zwischen den Brüderräten und Vorständen der einzelnen Verbände nur eine lose Verbindung bestanden. In der Pfingstwoche 1888 wurde dieser Verband dann in Gnadau gegründet. Sein erster Vorsitzender wurde Jasper von Oertzen, dessen Nachfolger (1894) Ed. Graf von Pückler. Wie Pückler über die Arbeit und das Wesen der Gemeinschaften dachte, sollen einige Auszüge aus Briefen und Ansprachen zeigen:

„Als unser Werk entstand, tauchte der Name auf, den wir seither tragen: Gemeinschaft. In der Kirche war großes Entsetzen über diese Neuerung. Sollte das eine Gemeinde bedeuten oder eine Sekte? Wir waren aber nicht die ersten, die so hießen. In Deutschland hat die Gemeinschafts-

sache eine berühmte Vergangenheit, nur folgte im 18. Jahrhundert dem ersten Aufflackern kein rechter Fortgang. Die eigentliche Heimat der Gemeinschaften ist Württemberg, und ihr Hauptvertreter ist Michael Hahn; aber die Brüder dort sind so still geworden. Nun taucht die Gemeinschaft hier wieder neu auf und zeigt, daß sie ein schreiendes Bedürfnis ist. Denn das ganze Christentum ist nichts anderes als eine Sache der Gemeinschaft. Die Gemeinde Gottes ist direkt dazu berufen, untereinander Gemeinschaft zu pflegen und denen etwas zu bieten, die sich sehnen, sich innerlich aus der Welt heraus zu flüchten.“ Unter keinen Umständen wollte Pückler seine Arbeit jedenfalls außerhalb der Grenzen der Landeskirche tun. „Wir sind keine Sektierer . . . Das Netz muß auf die Weise und dort ausgeworfen werden, wo der Herr der Gemeinde es nach seinem ewigen Ratschluß will, sonst ist alle Arbeit vergeblich. Das aber schließt in keiner Weise aus, daß wir mit gezielter Rücksicht gegen alles Bestehende und in einem loyalen und aufrichtigen Geist innerhalb des großen Volkschristentums wirken, in dem wir stehen. Der Herr hat dies, als er auf Erden wandelte, getan und würde sicherlich auch heute an alles Bestehende anknüpfen und auf allem Gebauten weiterbauen . . . Aber so wenig die Kirche vergessen darf, daß die gläubige, in sich geordnete Gemeinde der wahren Kinder Gottes einst noch

ihr einziger Halt sein wird, wenn die Gewalten von Gott hinweggetan werden, welche sie heute halten: ebensowohl muß die wahre Gemeinde die Segnung und den Schutz, welche ein christlicher Staat und eine geordnete Volkskirche ihr bringen, erkennen. Daher, liebe Brüder, laßt uns treu in der Kirche, zu der wir gehören, als ihre rechten Glieder stehen!“ Aus dieser Haltung leitet Pückler die Forderung ab, daß die Gemeinschaften „ein reiches, selbständiges, von keiner einzelnen Person abhängiges Gottesleben... haben müssen“, das „zu kühner, entschlossener Missionsarbeit treibt an solchen Seelen, die noch kein Licht erhalten haben und die, obwohl vielleicht getauft und konfirmiert, dennoch in Finsternis und Schatten des Todes wohnen.“

„Wir stehen in der Kirche. Meine Überzeugung ist die, daß der Christ nichts, was er ist, nur zum Schein sein darf. Entweder wir treten aus oder wir sind loyal, d. h. wir freuen uns nicht, wenn die Gemeinschaften auf Kosten der Kirche zunehmen, sondern wir arbeiten, um der Kirche zu helfen. Selbstverständlich können wir auf diesem Wege auch nicht alle Pastorenherzen gewinnen. Wo einer wirklich die redliche Hilfe nicht will, heißt es, den Staub von den Füßen schütteln und von dannen gehen. Aber sonst richten wir mit Liebe und Demut mehr aus als mit dem Richtgeist. Auf unserem Panier aber steht in erster Linie nicht die sichtbare, sondern die unsichtbare Kirche. Da heißt

es die Kosten überschlagen. Jesus sagt klar, daß uns der Kampf um sie einerseits viele Brüder und Schwestern, andererseits aber auch Verfolgung eintragen wird. Da stehen wir in der Schule, von der Johannes der Täufer sagt: Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen. Der natürliche Mensch wird im Christenleben nicht gefüttert. Wir nehmen aber so ungern ab, wir möchten viel lieber christliche Karriere machen. Aber es ist ein herrliches Bewußtsein, durch unser Abnehmen dem Raum zu machen, der ganz allein imstande ist, himmlische Segnungen des unvergänglichen Lebens zu vermitteln.“

„Wir würden nicht ein Wort über die Kirche verlieren, wenn wir wirklich außerkirchliche Tendenzen hätten; aber weil wir mit der Tatsache des Bestehens unserer Landeskirche rechnen und überzeugt sind, daß Gott mit ihr seine Absichten und Ziele für Deutschland hat, so liegt uns allerdings sehr viel daran, daß in ihr der Freiheit eine Gasse werde und daß in solchen umstürzlerischen Zeiten wie die unsere, wo jede negative Macht sich frei ausleben kann, man endlich aufhöre, diejenige Macht zu knebeln und zu unterdrücken, die allein noch helfen, retten, trösten, segnen, kurz, der Welt das bringen kann, was ihr von Gott als einziges Heilmittel für alle Wunden und für alle individuellen sowie auch gesellschaftlichen Leiden geboten wird.“

„Wir sind nicht der Ansicht, daß man für eine gute Reformkirche sorgen soll; das wird das Haupt der Gemeinde selber tun, wenn solches in diesem Äon überhaupt noch vonnöten ist. Wofür wir sorgen sollen, ist unser und unserer Brüder Heil, und darum treiben wir Evangelisation und Gemeinschaftspflege. Wir halten es für schwer ausführbar, daß in einer sichtbaren Kirche alle Ämter den geistlichen Gaben entsprechend verteilt sind; hingegen kann das in einer gut geleiteten Gemeinschaft wohl geschehen, indem einfach die vorhandenen und erkannten Geistesgaben benutzt werden, ohne daß gleich ein äußerlich geordnetes Amt damit aufgerichtet wird. So kann das Ideal der biblischen Gemeinde am ehesten erreicht werden, während alle kirchlichen Versuche dieser Art erwiesenermaßen gescheitert sind.“

Die bekannte Dichterin Hedwig von Redern (1866—1935), die mit der Pücklerschen Arbeit eng verbunden war, schenkte der Michaelsgemeinschaft ihr Lied, das mit seiner markigen Melodie auf allen größeren Veranstaltungen der Gemeinschaft gesungen wurde und bis heute gesungen wird:

St. Michaels-Lied

Heil dir, Immanuel! Unter den Fahnen
Michaels folgen wir dir nur allein.
Kampfnot und Trübsal soll täglich uns mahnen,
treu der Gefolgschaft des Kreuzes zu sein.

Unter dem Banner St. Michaels
gründen wir uns auf den ewigen Fels,
halten wir fest am untrüglichen Wort,
bis daß du kommst, unser König und Hort!

Heil dir, Immanuel! Als deine Streiter
stelle uns dahin, wo dir es gefällt!
Führ in den Bahnen des Glaubens uns weiter,
löse uns völlig vom Banne der Welt!
Unter dem Banner St. Michaels . . .

Heil dir, Immanuel! Bind uns zusammen
in deiner Liebe, du Hirt deiner Schar!
Führst du durch Fluten uns, führst du durch Flammen,
bist du nur da, wird uns nichts zur Gefahr,
Unter dem Banner St. Michaels . . .

Heil dir, Immanuel! Nichts kann uns scheiden
von dir, der uns zu den Seinen gezählt.
Trübsal, Verfolgung, Entbehrung und Leiden
sind uns nur Zeichen, daß du uns erwählt.
Unter dem Banner St. Michaels . . .

Heil dir, Immanuel! Bald kommst du wieder,
bald werden wir dich von Angesicht schaun.
Bald sammelst du dir, du Haupt, deine Glieder.
Selige Stunden, auf dich wir vertraun!
Unter dem Banner St. Michaels . . .

Heil dir, Immanuel! Dann wird erschallen
jauchzend im Reiche der Siegesgesang,
in der glücksel'gen Gemeinschaft mit allen,
denen dein Tod hier das Leben errang.
Unter dem Banner St. Michaels . . .

Vater der Studenten und Diakonissen

Die evangelische akademische Jugend Deutschlands sollte es nie vergessen, daß auch ihre Anfänge von den Gebeten Pücklers begleitet waren und unter seiner tatkräftigen Mithilfe entstanden sind. Baron von Starck, der 1889 an der vierten christlichen Studentenkonferenz in Amerika teilgenommen hatte, wurde von dem Gedanken bewegt, eine ähnliche Arbeit auch in Deutschland ins Leben zu rufen. Auch Pückler war 1885 in Amerika gewesen und hatte sich von der christlichen Studentenarbeit dort eine persönliche Anschauung verschafft. Diese beiden Männer luden zusammen mit Rothkirch und Graf Lüttichau zur ersten deutschen christlichen Studentenkonferenz in Niesky ein. So entstand die DCSV (Deutsche Christliche Studenten-Vereinigung). Pückler wurde bald der Leiter dieser Bewegung. Auf seine Vorschläge hin bildete sich ein Komitee und fanden die Konferenzen alljährlich statt. In den ersten Jahren ging es bei den Referaten in der Hauptsache um die Frage der Bekehrung und der völligen Übergabe, um die Förderung des Missionssinns und um das Problem, ob man die akademischen Lehrer einschalten oder fernhalten sollte. Es gab Stimmen genug, die gegen den pietistischen Geist dieser Konferenzen eiferten. Die Gegner riefen zu einem christlichen Studentenkongreß nach

Frankfurt am Main auf, der im Jahre 1893 stattfand. Er wiederholte sich nicht. Die Christliche Studentenvereinigung aber wuchs und entwickelte sich auch in die Tiefe. Pückler war bei alledem eine umstrittene Persönlichkeit. Einer stand immer treu zu ihm, das war Lic. Humburg. Walter Michaelis berichtet in seinem Buch „Erkenntnisse und Erfahrungen“, daß er für einige Jahre als eine Art Mittelsmann zwischen dem Vorsitzenden Eduard Graf von Pückler und den studentischen Mitgliedern des Vorstandes gewählt worden sei, „die öfters eine kleine Palastrevolution machten gegen diesen gesegneten, aber eigenartigen Mann“. Pücklers Haltung erkennt man aus seinen Worten in einer Ansprache:

„Ich habe viel mit Studenten zu tun. Als neulich einmal jemand bei einer besonderen Gelegenheit sagte: ‚Das muß ich doch wissen, denn ich habe Theologie studiert‘, wurde ihm geantwortet: ‚Aber nicht beim Herrn Jesus‘. So geht es. Man sucht Jesus, aber man sucht ihn im Grabe. Es gibt viele sowohl in der evangelischen wie der katholischen Kirche, die suchen Jesum da, wo man ihn unter lauter Formen begraben hat; aber sieht Jesus, daß es einer ehrlich meint, steht er plötzlich als der Auferstandene da und offenbart sich ihm. Es kommt für uns nicht darauf an, das Grab der Religion zu hüten und zu verteidigen, sondern in der Machtfülle des auferstandenen Heilandes der

Welt die Stirne zu bieten, sie zu attackieren, in die Flucht zu schlagen und schließlich zu triumphieren. Alle Versuche, eine Religion zu konstruieren, die am Gekreuzigten und Auferstandenen vorbeigeht, sind ein Fehlschlag.“

Daß die Christliche Studentenvereinigung im Laufe der Zeit eine solche Ausdehnung gewinnen würde, wie es zum Segen der ganzen Kirche geschehen ist, hat Pückler seinerzeit wohl kaum zu erhoffen gewagt.

Im Dezember 1912 mußte er den Vorsitz niederlegen. Die Aufforderung dazu wurde ihm in wenig freundlicher Weise übermittelt. Willig stimmte Pückler dem Wunsch der Mitglieder zu und saß in der nächsten Versammlung auf dem untersten Platz. Als er später gefragt wurde, was der traurige Blick zu bedeuten gehabt hätte, mit dem er den Überbringer der Nachricht angesehen, antwortete er: „Ich habe nur gebetet: Herr Jesus, halt die Nägel fest!“ So war Pückler. Eine Führernatur und gleichzeitig demütig und brüderlich.

In wunderbarer Weise benutzte Gott den Grafen auch zur Begründung und Förderung der Diakonissenmutterhäuser „Salem“ und „St. Michael“. Es war an einem Spätsommerabend des Jahres 1903, als Pückler das Magdalenenstift in Teltow aufsuchte. Er hatte sich verfahren und war mit einem Dampfer dorthin gekommen. Sich nach dem Ergehen der Schwestern erkundigend, erfuhr er,

daß es in der Schwesternschaft zu einer Spaltung gekommen war. 25 Schwestern waren mit ihrer Oberin ausgetreten, hatten erneut ihr Leben der Führung Gottes übergeben und warteten auf klare Weisung von oben. Sie wußten noch nicht wohin. Als Pückler von der notvollen Situation der Diakonissen hörte, stellte er ihnen sein Schloß Schedlau in Schlesien zur Verfügung, in dem gerade 25 Betten bereit standen. Für Reisekosten und Neuanschaffung der Bekleidung schenkte er ihnen 2000.— Mark. Die Diakonissen wirkten in ihrer neuen Umgebung in großem Segen, bis sie im darauffolgenden Jahr eine endgültige Heimat in Berlin-Lichtenrade fanden. 1906 konnte das neue Mutterhaus eingeweiht werden, und unter den Gästen befand sich natürlich auch Graf Pückler. Das Werk erlebte einen schnellen Aufstieg. Heute sind es bereits über 600 Schwestern, die zum Mutterhaus gehören.

Im Jahre 1914 übernahm Graf Pückler ein soeben entstandenes Kinderheim in Berlin-Friedenau, das von einer rührigen Oberin gegründet war und mit viel Liebe geleitet wurde. Eine kleine Schwesternschaft war auch schon vorhanden. Der Graf sorgte dafür, daß drei Jahre später das ständig wachsende Werk in zwei eigene Häuser übersiedeln konnte. Im Herbst 1923 berief er einen gläubigen jungen Pfarrer in diesen Arbeitszweig als persönlichen Mitarbeiter. Eine Erweiterung

erfuhr die Arbeit durch Errichtung von Alters- und Erholungsheimen in der Mark. Wie sehr der Graf dieses Werk liebte, und wie sehr er mit ihm verbunden war, zeigt ein von ihm gegebener Bericht, in dem es zum Schluß heißt:

„Wir danken Gott für seine freundliche Hilfe mit gebeugtem Geist und bitten ihn demütiglichst, daß er weiter seines Heiligen Geistes Kraft senden wolle, damit er gesehen werde von vielen, die seiner bedürfen. Er wolle besonders um unser liebes Schwestern- und Kinderheim seine Macht ausbreiten, damit aller Segen sich auswirken und aller Unsegen ferngehalten werden könne. Nachdem er so viel an uns getan hat, wolle er doch auch noch das Größte tun, daß an allem, was im Schwestern- und Kinderheim geschieht, man seine Frucht finde!“

Bruder unter Brüdern

Einer der engsten Mitarbeiter des Grafen hat dessen Wesen und Art sehr passend gezeichnet mit dem Wort aus Hebr. 11, 25. 26: „Er erwählte viel lieber, mit dem Volk Gottes Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergötzung der Sünde zu haben, und achtete die Schmach Christi für größeren Reichtum denn die Schätze Ägyptens; denn er sah an die Belohnung.“

Im Kreise seiner Gemeinschaftsleute war Pück-

ler Bruder unter Brüdern. Er kannte keine Unterschiede und hatte unter den einfachen Brüdern manchen persönlichen Freund. Nachsichtig lächelte er, als ihm jemand unberechtigt vorwarf: „Sie lassen sich immer ‚Herr Graf‘ nennen, das ist nicht demütig.“ Die Antwort lautete: „Lieber Bruder, das ist doch mein Name, ich heiße nun einmal so: ‚Graf von Pückler‘. Aber wenn Sie sich daran stoßen, bitte nennen Sie mich einfach ‚Bruder Pückler‘!“ Seine Briefe und Zeitschriftenbeiträge unterschrieb er auch meistens mit „Eduard Pückler“. Da war er in seiner Demut und Brüderlichkeit wirklich ein Vorbild.

Trotzdem das Hofsingen nicht immer reine Freude war — manches unflätige Wort mußten die Sänger einstecken, und manches Gefäß voll stinkender Flüssigkeit wurde über sie ausgeleert —, beteiligte sich der Graf doch sehr oft mit großer Freude daran. Ebenso kannte er keine Scheu, wenn es galt, auf den Plätzen und in den Parks das Evangelium zu verkündigen. Heute nimmt man Straßenpredigten und Parkmissionen als etwas Selbstverständliches hin, damals war das alles etwas Neues und wurde viel belacht.

Pückler hatte für die Großstadtnot immer ein liebendes und verstehendes Herz und eine offene Hand. Sein freundliches Wesen öffnete ihm viele Herzen und Türen. Er war aber gegen alles fromme Getue und verurteilte es sehr, wenn

Damen der Gesellschaft, wie das damals allmählich Mode wurde, „in Mission machten“. „Da macht man ein ‚Missiönchen‘ und glaubt, der Heiland müßte dazu Beifall rufen“, so urteilte er einmal über diese fromme Betriebsamkeit der christlichen Aristokratie.

Trotz aller Brüderlichkeit war er der gebildete, vornehme, taktvolle Mann, der auch auf dem Parquet der Gesellschaft zu Hause war. Er „bruderte“ nicht immer und überall, wie der Ausspruch eines seiner Mitarbeiter lautet. Er verstand es, im Gespräch mit Fremden das Vertrauen des andern zu gewinnen. Er ging auf das ein, was den Partner interessierte, und fiel nicht gleich mit der Tür ins Haus, wenn es nötig erschien, dem andern ein Wort von Christus zu sagen. Er lebte auch nicht, wie vielleicht mancher annehmen könnte, mönchisch. In seiner allerdings schlicht eingerichteten Wohnung sorgte ein Dienerehepaar für sein Wohl. Er hatte oft Gäste und erwartete dann, daß alles aufs beste hergerichtet war. Seine Eigenarten, eine oft sehr große Unpünktlichkeit und Zerstretheit, machten seiner Umgebung manchmal das Leben schwer. Er verlangte, besonders von seiner Sekretärin, Überstunden bis Mitternacht und ahnte nicht, daß er sie über Gebühr anstrenge. Dann aber war er wieder der ritterliche Mann, der mit seinem freundlichen Lächeln das ausglich, was er soeben an Schroffem gesagt hatte.

Obwohl er ein sehr weiches Gemüt hatte und oft mit Tränen in den Augen die Liebe Jesu seinen Zuhörern vor die Seele malte, konnte er doch auch der harte und kraftvolle Bußprediger sein. Viele Michaels-Mitglieder denken noch mit Zittern an die Bußtagsversammlung 1913 im leider nur halb gefüllten Weddingsaal, wo er eindringlich zur Buße rief, und dabei waren die Anwesenden doch die Treuesten.

Mit seinen Mitarbeitern ging er mitunter scharf ins Gericht. Es ist gewiß gut, wenn an dieser Stelle einige Aussprüche Pücklers stehen, die davon zeugen, wie er über Reichsgottesarbeit und Reichsgottesarbeiter dachte:

„Mancher Reichsgottesarbeiter tritt seinen Dienst schon als Abtrünniger an. Sein Herz gehört nicht ungeteilt dem Herrn, er dient sich selbst. Solche suchen äußeren Erfolg und Nutzen, Lob, Anerkennung, Ehre bei Menschen. In der Ewigkeit wird sich das rächen, wenn das Lebenswerk verbrennt wie Holz, Spreu und Stoppeln. Bei solchen kann, wenn sie sich durch das Blut Jesu auch hin und wieder zurechtfinden, der Friede nicht sein wie ein Wasserstrom. Es leben in solchen Herzen zu viele Dinge, welche die wahre Gottseligkeit einfach umbringen. Gottseligkeit wohnt nur da, wo man Gottes Willen ungeteilt tut. Das ist das vollkommene Gesetz der Freiheit, von dem Jakobus spricht. Wer darin beharrt, hat die freimachende Gnade erfah-

ren, der singt Triumphlieder über dem Grabe der eigenen Natur. Und um das zu können, wollen wir uns nur klar entschließen, die Diebesgesellen in uns nicht länger zu beherbergen und unsere Naturneigung ins Grab zu legen, dann können wir frei in einem neuen Leben wandeln.“

„Es ist schrecklich zu denken, daß man das Evangelium mit Menschen- oder gar mit Engelzungen predigen und doch verlorengelien kann. Es gibt Prediger, die werden angestaunt über ihrer Rednergabe, und alle Welt läuft zu ihnen; aber daß ein Mensch sich durch solche schöne Predigt ändert, bemerkt man nicht. Eine Krankheit der meisten Kirchen ist der Wert, den man darin auf Rhetorik legt, auf Schmuck und Glanz der Rede, die dann über die Köpfe wegbraust, während der Heilige Geist sich immer so ausdrückt, daß jeder Mensch ihn verstehen kann, auch die Unmündigen. Manche Leute sprechen so, daß man es kaum ertragen kann, weil ihre Sprache deutlich verrät, daß in ihren Herzen keine Liebe zu den Seelen ist. Bei Petrus hieß es: ‚Deine Sprache verrät dich‘; so könnte man bei diesen sagen: ‚Dein Geschwätz verrät dich‘.“

„Wir haben genug Orthodoxe, genug Prediger, die so tun, als ob sie sich totschiagen lassen für die Bibel; und doch klingt ihre Stimme so hart und rauh; sie haben nicht einmal bekehrte Stimmen . . . Wer mag solche Speise vertragen! Das

ist, wenn das inwendige Wort sich nicht verbindet mit dem geschriebenen Wort. Darum meine ich, die gute Vorbereitung, die wir so nötig haben vor jeder Versammlung, ist, daß wir Jesum mitnehmen, den lebendigen Jesus, den auferstandenen Jesus, mit seiner ganzen Herrlichkeit, dann wird das Wort mächtig strahlen, und wir werden niemals vergeblich dieses herrliche Wort verkünden; es wird stets ausrichten, wozu es gesandt ist. Studierte Predigten mögen ganz gut sein, aber lebendige Predigten sind besser, d. h. Predigten, die aus der Vollkraft des Evangeliums gleichsam von selbst fließen.“

„Faulheit und Dummheit vertragen sich nicht mit dem Christentum. Dummheit ist ein Laster; denn kein vom Heiligen Geist erleuchteter Mensch ist wirklich dumm. Haben Menschen Dummheit im Kopf, so ist es vom Feind, weil sie nicht dem Geist Gottes geben, was ihm gehört. Ich habe es erlebt, daß von Natur dumme Leute nach ihrer Bekehrung klug wurden.“

„Christus hat nie etwas gegen einen seiner Jünger ‚gehabt‘. Er hat alle ihre Schwachheiten getragen, hat jeden Tag mit ihnen anfangen können, als ob nichts gewesen wäre. Und so allein kommt man mit den Menschen in das rechte Verhältnis, daß man, weil man selbst der Vergebung so sehr bedarf, selbst gründlich vergibt und die Menschen mit priesterlichen Augen ansieht.“

Trotz seiner reichen Begabung war sich der Graf seiner Unvollkommenheit als Reichsgottesarbeiter bewußt und litt oft bis zur Niedergeschlagenheit darunter, daß sein Dienst innerhalb der Gemeinschaften so wenig sichtbare Frucht brachte. Von kirchlicher Seite wurde ihm einmal empfohlen, doch noch Theologie zu studieren. Das lehnte er lächelnd ab. Er wollte (Laien-)Bruder unter Brüdern sein. Hier sah er seinen Weg und seine ihm von Gott gestellten Aufgaben.

Er war ein treuer Kirchgänger. Meistens besuchte er die Gottesdienste seines Freundes, mit dem ihn auch das persönliche „Du“ verband, des Generalsuperintendenten D. Braun von der Matthäikirche. Ihm lag sehr viel daran, mit der Kirche Hand in Hand zu gehen. Durch die Gemeinschaftsarbeit sollte die Kirche unterstützt werden. Grundsätzlich fanden keine Versammlungen während der Vormittagsgottesdienste statt. Das heilige Abendmahl wurde in der Kirche gefeiert. Der Graf wollte den Schein einer Sektiererei meiden. Er hatte dann im Laufe der Zeit die Genugtuung, daß sich gläubige Pfarrer der Gemeinschaftsarbeit freundlich gegenüberstellten.

Im Sommer 1914, nachdem der Graf von einer größeren Reise durch die Missionsgebiete von Ost-europa recht erholungsbedürftig zurückgekehrt war, wurde auch er, der fast 61jährige, als Rittmeister eingezogen. Später zum Major befördert, tat er

meistens Dienst in den besetzten Ländern als Ortskommandant. Seine Kriegsbriefe zeigen ihn auch im Stande des Soldaten als rechten Jünger Jesu, der fürbittend seines Volkes, der Heimat und der Gemeinschaftsarbeit gedenkt. Er litt sehr unter dem Ausgang des Krieges. In einem Aufruf im Michaels-Boten schreibt er:

„Die Hauptsache ist jetzt für alle, die Zeit haben, sich dem Gebet mit großer Inbrunst zu widmen. Wir sollten viel beten, daß das Reich Gottes zu uns und zu unserm Volk komme. Entweder wir treten jetzt in den Riß für unser ganzes Volk, oder wir gleichen nicht Abraham noch Nehemia noch all den Seelen; auf deren Gebet hin Gott einem ganzen Volke Rettung und neues Heil schicken konnte in schwerster und allerschwerster Zeit. Gott sucht auch jetzt, ob jemand sich zur Mauer mache und in den Riß trete vor ihn für das Land, auf daß er es nicht verderbe.“

„Einst sing' ich nicht mehr, wie ich sang . . .“

Auch das bewegteste Leben geht einmal zu Ende. Auch dem lebendigsten Tag folgt der stille Feierabend. Einmal ruft der Herr jeden seiner Knechte zur Ruhe; auch für seinen Knecht Pückler kam der Tag der Heimkehr ins ewige Vaterhaus. Schon immer, aber gerade im Alter, liebte er das Lied:

Einst sing' ich nicht mehr, wie ich sang;
die Saite springt, es naht die Nacht.
Doch sel'ge Lust, es währt nicht lang,
dann bin beim König ich erwacht.
Dann rühm' ich: Herr, du hast's vollbracht!
Nur Gnade ist's, die selig macht!

Einst wankt mein Leib hier und zerfällt.
Ich weiß nicht Ort, ich weiß nicht Zeit.
Doch ist's gewiß, mein Jesus hält
schon Wohnung droben mir bereit.

Ja einst, vielleicht im Abendschein,
wird sanft der Ruf an mich ergehn:
Komm, Kindlein, stell die Arbeit ein,
du darfst jetzt ruhn und Jesum sehn!

Ja einst; bis dahin wart' ich still,
die Lampe brennt, und unverweilt,
wenn mir mein König auf tun will,
die Seele jubelnd zu ihm eilt.
Dann rühm' ich: Herr, du hast's vollbracht!
Nur Gnade ist's, die selig macht!

Im März 1923, nachdem er schon vorher verschiedene schwere asthmatische Anfälle gehabt hatte, begab sich der Graf auf sein Gut Schedlau in Schlesien, das er 1897 erworben hatte, und wo er fast jeden Sommer einige Zeit weilte. Trotz seiner Krankheit setzte er seine Arbeit im Reiche Gottes fort. Er redigierte den Michaels-Boten und

behielt alle Fäden der Gemeinschaftsleitung in seiner Hand. Viel Zeit brauchte er zum Beantworten der zahlreichen Briefe, die ihn erreichten. Darin war er immer sehr treu.

Die Sehnsucht, seine Michaelsleute zu sehen und zu grüßen, ließ ihn im Mai desselben Jahres wieder nach Berlin reisen. Wieder sollte, wie jedes Jahr, der Himmelfahrtsausflug nach der Jungfernhöhe mit Waldgottesdienst und Evangelisation stattfinden. Leider regnete es an dem Tag so stark, daß man zu Hause bleiben mußte. Einige Unentwegte hatten sich doch am Treffpunkt, dem Michaelssaal in der Schönwalder Straße, eingefunden. Dies wurde dem Grafen telefonisch mitgeteilt. Da fuhr er trotz der körperlichen Schwäche zum Wedding und fand zu seiner Freude einige hundert Gemeinschaftsleute versammelt. Er sprach zu ihnen und erwähnte in seiner ergreifenden Ansprache das Wort des Apostels Paulus an die Ältesten zu Ephesus: „Ich weiß, daß ihr mein Angesicht nicht mehr sehen werdet.“ Alle Zuhörer waren tiefbewegt und hatten das Empfinden: es ist das letzte Mal! Mit einem eindringlichen Gebet für das Werk beschloß Pückler diese Zusammenkunft.

Er konnte in den nächsten Tagen noch an einer sehr wichtigen Sitzung teilnehmen, dann aber mußte er wegen erneuter Erkrankung die Heimreise antreten. Leider brachte die Heimatluft keine

Erleichterung der Atemnot. Die Nächte mußte der Kranke meistens im Lehnstuhl sitzend zubringen. In dieser Zeit wuchs in ihm immer mehr die Sehnsucht nach der Ruhe der Kinder Gottes. Am 13. September 1923 konnte er, umgeben von viel Liebe, seinen 70. Geburtstag feiern. Von allen Seiten erhielt er Briefe als Zeichen inniger Verbundenheit und herzlichen Dankes.

Als es dem Weihnachtsfest zugeing, verschlechterte sich sein Zustand. In einer Nacht, als er meinte, daß sein Ende nahte, ließ er seine Schwester ins Krankenzimmer bitten und sagte zu ihr: „Ich lasse den Gemeinschaftsleuten sagen, daß eine tiefe Buße und Heiligung nötig ist, damit der Herr etwas Großes tun kann.“ Nach kurzer Besserung seines Leidens holte der Herr seinen Knecht in der Nacht vom 30. zum 31. März 1924 heim. Ein Vater in Christo war von den Seinen gegangen.

Bei der Beisetzungsfeier in Schedlau und den Gedenkfeiern in Berlin kam in den verschiedenen Ansprachen immer wieder zum Ausdruck, wie der Heimgegangene doch Unzählbaren zum Segen und zum Vorbild geworden war. Liebe und Dank flochten einen unverwelklichen Kranz um das Bild dieses Mannes, der in der Welt einen großen Namen führte: „Reichsgraf Eduard von Pückler, Herr auf Schedlau“, und der in der Gemeinde Gottes den Brüdern ein Bruder war und ein demü-

tiger Knecht seines himmlischen Herrn. In einer Gedenkrede heißt es:

„Pückler war ein Mann von starkem Willen und überragender Tatkraft. Was er — zumal auf Glaubensgebiet — als allein recht und wahr erkannt hatte, vertrat er mit heiligem Eifer und ließ sich von keinem Einspruch beirren. Vor ihm galt nur eine absolute Autorität. Die war der dreimal heilige Gott, vor dem er sich wie ein unmündiges Kind unter der Hand des Vaters, in aufrichtiger Demut und allezeit beugte. In ihm lebte und wirkte er. Niemals nach seiner Bekehrung hatte er eine Sache begonnen, ehe er nicht die innere Überzeugung hatte, daß sie gottgewollt sei. Daß unbeschadet des zweifelsfreien Vertrauens zu seinem Herrn — menschlich und töricht beurteilt — der eine oder der andere Fehler unterliefe, ist ein Vorkommnis, das allein unter die künftige Offenbarung Gottes fällt.

Nun hat die Liebe des himmlischen Königs den treuen Leiter und demütigen Knecht, den kraftbegnadeten Beter zu sich in die Ewigkeit gerufen. Seine letzten Erdenstunden waren vom Morgenglanz der Ewigkeit verklärt. Gleichsam träumend ist er durch das Todestor hindurchgegangen. Wir aber stehen trauernd und schmerzerfüllt, noch mehr aber dankbewegt vor Gott, den wir für die Gnade preisen, die er dem lieben Freund und Bruder im Leben und im Sterben zuteil werden ließ.“

„Was hat St. Michael alles verloren! Den Mann der Hingabe, seinen treuesten Freund, einen Beter, wie es wenige gibt, den bewährten Leiter des zwölfmal verzweigten Werkes. Jesus war das Thema des Heimgegangenen. Er rief nicht nur: Bekehret euch!, sondern malte den vor Augen, zu dem man sich bekehren soll. Als rechter Gemeinschaftsmann, der die biblische Lehre vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen in die Tat umzusetzen suchte, liebte er alle Jünger Jesu. Er hat aber niemals versucht, die Gemeinschaft an die Stelle der Kirche zu setzen. In der Kirche, soweit sie Jesus bringt, sah er eine Segensgelegenheit für das Volk.

Die Triebkraft seiner Arbeit war eine alle Menschen umfassende Liebe, sein Glauben ein Rechnen mit dem allmächtigen Heiland. Sein Vorgehen geschah unter Jesu Leiten.“

Am Schluß dieser kurzen Lebensbeschreibung möge ein Gedicht stehen, das anläßlich der Gedenkfeiern zum 100. Geburtstag Pücklers geschrieben wurde:

Es ging ihm nicht um Lob und Ruhm der Zeit,
er wollte nicht in Glanz und Ehren prangen;
nur Schächergnade wollte er erlangen,
Gott schenkte sie aus seiner Ewigkeit.

Gott gab ihm mehr, gab ihm ein Ackerfeld
und gab sein Wort, als Saatgut auszusäen,
und ließ als Schutz und Schirm zur Seite stehen
St. Michael, den ewigstarken Held.

Und da der Arbeitstag sich still geneigt,
hieß ihn der Herr der Ernte heimwärts gehen.
Nun dürfen wir in seinen Spuren stehen,
das Werk verwalten, wie er's uns gezeigt.

Er ist daheim und schaut von Angesicht,
was wir nur zitternd ahnen hier im Dunkeln.
Er darf als Stern in Gottes Händen funkeln.
Das gibt uns Mut und Kraft im Kampf und Licht.

Fritz Schmidt-König

Literaturnachweis

H. v. R.: Berufen mit heiligem Ruf. (Deutsche Evang. Buch-
und Traktatgesellschaft, Berlin, 1925.)

Karl Jakubski: Gottestaten unter dem schaffenden Volk in
Berlin. (Jugendbund - Buchhandlung, Woltersdorf bei
Erkner, 1933.)

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 1 E. Senf: **Friedrich von Bodelschwingh**, Der Vater des Bethel-Werkes.
- 2 W. Busch: **Pastor Wilhelm Busch**, Ein fröhlicher Christ.
- 3 A. Münch: **Johann Christoph Blumhardt**, Ein Zeuge der Wirklichkeit Gottes.
- 4 F. Seebaß: **Carl Hilty**, Jurist, Historiker und Christ.
- 5 E. Bunke: **Samuel Keller**, Gottes Werk und Werkzeug.
- 6 M. Wurmb von Zink: **Was ich mit Jesus erlebte**.
- 7/8 F. Seebaß: **Matthias Claudius**, Der Wandsbecker Bote.
- 9/10 F. Seebaß: **Mathilda Wrede**, Die Freundin der Gefangenen und Armen.
- 11 M. Spörlin: **Heinrich Jung-Stilling**, Wanderer an Gottes Hand.
- 12/13 F. Seebaß: **Paul Gerhardt**, Der Sänger der evang. Christenheit.
- 14 F. Seebaß: **Johann Sebastian Bach**, Der Thomaskantor.
- 15 A. Roth: **Eva von Tiele-Winckler**, Die Mutter der Vereinsamen.
- 16/17 A. Pagel: **Otto Funcke**, Ein echter Mensch — ein ganzer Christ.
- 18/19 C. H. Kurz: **Toyohiko Kagawa**, Der Samurai Jesu Christi.
- 20 E. Bunke: **Curt von Knobelsdorff**, Der Herold des Blauen Kreuzes.
- 21 H. Petri: **Henriette von Seckendorff**, Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen.
- 22/23 A. Pagel: **Jakob Gerhard Engels**, Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu.
- 24 J. Weber: **Elias Schrenk**, Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland.
- 25/26 A. Jung-Häuser: **Markus Häuser**, Ein Hoffnungsleben.
- 27/28 F. Seebaß: **Ludwig Richter**, Künstler und Christ.
- 29/30 A. Pagel: **Ludwig Hofacker**, Gottes Kraft in einem Schwachen.
- 31/32 A. Pagel: **Gräfin Waldersee**, Tante **Hanna**, Mutter **Fischbach**, Drei Frauen im Dienste Jesu.

(Fortsetzung auf der 4. Umschlagseite)

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 33/34 C. H. Kurz: Johann Friedrich Oberlin. Der Patriarch des Steintals.
- 35/36 C. H. Kurz: Franziskus von Assisi. Der Herold des großen Königs.
- 37 E. Bunke: C. H. Spurgeon. Prediger von Gottes Gnade.
- 38 W. Michaelis: Nachlese von Jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums.
- 39 O. Eberhard: Johann Heinrich Pestalozzi. Mensch, Christ, Bürger, Erzieher.
- 40 F. Rudersdorf: J. Hudson Taylor. Sein Werk und seine Missionsmethoden.
- 41/42 E. Bunke: Carl Heinrich Rappard. Ein Zeuge Jesu Christi.
- 43/44 A. Hauge: Hans Nielsen Hauge. Der Apostel Norwegens.
- 45 G. Geiß: Johann Albrecht Bengel. Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch.
- 46/47 A. Katterfeld — W. Ilgenstein: Friedrich Braun. Ein Baumeister Gottes im Schwabenland.
- 48 G. Geiß: Dwight L. Moody. Vom Kaufmann zum Evangelisten.
- 49/50 F. Seebaß: Friedrich Christoph Oetinger. Denker und Seelsorger.
- 51/52 F. Seebaß: Karl Büchsel. Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen.
- 53/54 J. Weber: Peter Weber. Was eine kleine Kraft vermag.
- 55/56 H. Bruns: Minna Popken. Eine Ärztin unter Christus.
- 57/58 H. Bruns: Ernst Modersohn. Ein auserwähltes Werkzeug Gottes.
- 59/60 A. Pagel: Alfred Christlieb. Beter und Schriftforscher.
- 61 W. Dicke: Anna von Borries. Die Helferin der Körperbehinderten.
- 62/63 A. Pagel: Der alte Rahlenbeck, Ohm Michel, Vater Wirths. Wie Gott Originale formt.

Band

- 64/65 E. Thomson: Traugott Hahn. Ein Märtyrer der baltischen Kirche.
- 66/67 J. Roessle: Johannes Wesley. Der Vater der methodistischen Erweckungsbewegung.
- 68 C. H. Kurz: Georg Müller. Ein weltweiter Gotteszeuge.
- 69 A. Stucki: Alexander Vömel. Ein Leben unter Gottes Führung.
- 70 C. H. Kurz: Thomas John Barnardo. Ein Leben unter Niemandskindern.
- 71 H. Steege: Johann Georg Hamann. Ein Prediger in der Wüste.
- 72/73 E. Fischer-Lindner: Joseph Simsa. Ein Baumeister am Tempel Gottes.
- 74/75 H. Bruns: Jakob Vetter. Der Gründer der Zeltmission.
- 76 J. Roessle: Johann Heinrich Volkening u. die Erweckungsbewegung in Minden-Ravensberg.
- 77/78 W. Landgrebe: Ludwig Nommensen. Kampf und Sieg eines Sumatra-Missionars.
- 79/80 A. Pagel: Ernst Gottlieb Woltersdorf, Friedrich Traub. Zwei Frühvollendete.
- 81/82 H. Bruns: Philipp Jakob Spener. Ein Reformator nach der Reformation.
- 83 H. Bruns: Pandita Ramabai. Eine indische Christusjüngerin.
- 84/85 C. H. Kurz: Nicolaus Ludwig Zinzendorf. Bruder unter Brüdern.
- 86 J. Weber: Johannes Seltz. Ein Kündler apostolischer Geisteskräfte.
- 87/88 W. Herbst: Amalie Sieveking. Dienerin Jesu an Armen und Kranken.
- 89/90 F. Seebaß: Johann Arndt. Der Kämpfer für das wahre Christentum.
- 91 F. Schmidt-König: Eduard Graf von Pückler. Ein Ritter Gottes.

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“